



So sah es 1969 im Kontrollturm am Flughafen Zürich aus.

SWISSAIR/ETH-BILDARCHIV

Obdachlose und Hostessen im «Klotener Sumpf»

Eine neue Publikation zeigt die facettenreiche Geschichte des Zürcher Flughafens

MICHAEL VON LEDEBUR

Ein Bub spielt in einem Mooregebiet und ertrinkt beinahe. Jahrzehnte später steht dort, wo das Moor war, ein Flughafen, und aus dem Knaben ist ein Wissenschaftler geworden, der sich für den Moorschutz rund um die Pisten einsetzt. Eine andere Geschichte beginnt mit einer Fotografie aus den 1960er Jahren. Darauf sind Passagiere zu sehen, die ungezwungen Richtung Flugzeug schlendern, scheinbar ohne jede Kontrolle. Zehn Jahre und einige gewaltsame terroristische Angriffe auf den Flugverkehr später wird in Kloten jeder einzelne Passagier durchsucht, und die Armee bewacht den Flughafen.

Lärm messen – und fühlen

Die beiden Episoden entstammen einer neuen Publikation der ETH. Diese ist das Resultat eines Projektseminars, das sich der facettenreichen Geschichte des Flughafens angenommen hat. Facettenreich ist diese Geschichte, weil der Flughafen eine Schnittstelle ist: zwischen Wirtschaft und Politik, aber auch zwischen Technik und Ökologie oder Raumplanung und Lärmforschung.

Um Lärm geht es im Aufsatz über die «Grenzen der Mitbestimmung», der die Entstehung von Messmethoden und Grenzwerten beleuchtet. Neu dürfte den meisten Lesern sein, dass die ETH in den 1960er Jahren erforschte, ob Grünpflanzen lärmdämmend wirken – Forschungen, die offenbar ohne Resultat versandeten.

Die Schwierigkeit war von Beginn an nicht die technische Messung akustischer Signale, sondern die Verbindung der Messungen mit dem individuellen Lärmempfinden. Ab den 1950er Jahren habe die Lärmforschung «gar nicht mehr unpolitisch kommunizieren» können, so der Autor. Er zitiert den scheidenden Dübendorfer Stadtpräsidenten Lothar Ziörjen, der sagte, die Leute empfänden den Zürcher Fluglärmindex als zynisch:

«Sie verstehen nicht, warum sie offiziell keinen Lärm haben sollen, wenn sie am Morgen nach dem ersten Südanflug im Bett stehen.»

Ein Beitrag widmet sich den Anfängen der Flugsicherung, die sich ab den 1960er Jahren enorm dynamisch entwickelte: Es gab immer mehr Flugbewegungen, aber auch mehr Hilfsmittel wie Funkfeuer, Fernschreiber, Radargeräte. Der Spielraum der Piloten wurde eingeschränkt, wie manch einer schon in den 1970er Jahren bedauernd festhielt.

Der Fluglotse hingegen habe «fast schon paradigmatisch den Typus des «Informationsarbeiters» der Nachkriegszeit verkörpert», so die Autoren. Diese Arbeiter hatten eine schwierige Aufgabe, zumal es eine spezielle Beleuchtung und Geschick erforderte, um auf den flackernden Bildschirmen der zeitgenössischen Geräte etwas zu erkennen.

Eine interessante Erkenntnis ist, dass sich die Meteorologie in der Schweiz parallel zur Flugsicherung entwickelte, weshalb die Wetterprognostik schon früh nach Kloten verlegt wurde. Gerade im «sumpfgesäumten Kloten» war die Vorhersage eine Herausforderung. Wetterbedingte Flugausfälle waren teuer, meteorologisches Wissen gefragt.

Grounding kommt nicht vor

In den Aufsätzen geht es auch um den Flughafen als frühe Konsummeile, um Geschlechterrollen und die ersten Schweizer Pilotinnen in den 1980er Jahren, um das Ausschaffungsgefängnis, um Obdachlose am Flughafen oder um das Phänomen der Flugzeug-Spotter. Überraschen mag, dass das Grounding als historische Zäsur in der Geschichte des Flughafens kaum vorkommt. Allerdings wurden dessen Umstände andernorts schon ausführlich beschrieben.

Interessant ist die Publikation auch ihrer Form wegen. Es geht den Verantwortlichen um die Frage, wie Wissen ver-

mittelt werden kann. Wissen, das im akademischen, vor allem im geisteswissenschaftlichen Betrieb mit enormem Aufwand zuhauf produziert wird, das aber meist in Schubladen verstaubt. Nils Güttler, Postdoktorand an der Professur für Wissenschaftsforschung und Co-Leiter des Projektseminars, erinnert an Untersuchungen, nach denen die durchschnittliche Anzahl Leser eines wissenschaftlichen Fachartikels oft nur bei einer Handvoll Personen lag.

Die Frage, wie sich die Zahl der Leser erhöhen lässt, beantwortet das Seminar mit einer eleganten Homepage. Hier zählt sich aus, dass Grafik-Studierende der Zürcher Hochschule der Künste am Seminar beteiligt waren. Nils Güttler sagt: «Bei der Frage, was wir mit unseren Texten machen, waren die Grafiker von Anfang an dabei.» Die Aufsätze erscheinen zugleich in Printform in einer neuen Buchreihe namens «Aether». Die Texte sollten wissenschaftlichen Standards genügen, aber auch möglichst einfach geschrieben sein. Im Seminar hätten die Forschenden ihren Artikel dem Nachbarn «verkaufen» müssen, und die Gruppe habe den einzelnen Autoren Rückmeldungen gegeben. Das Resultat sind Aufsätze, die sich spürbar um Lesernähe bemühen. Das gelingt nicht allen Autoren gleich gut. Aber das Resultat ist erfrischend und zeigt ein vielfältiges historiografisches Bild des Flughafens.

Die Erkenntnisse könnten modellhaft sein, sagt Güttler. Die Infrastruktur wird weiter genutzt. Bereits sind zwei weitere Ausgaben von «Aether» geplant. Ein Ersatz für lange Texte im klassisch geisteswissenschaftlichen Duktus sei das nicht, die benötigte der Wissenschaftsbetrieb weiterhin. «Aber der Umbruch, den die Medien derzeit durchlaufen, gibt Raum für neue Formate.»

Nils Güttler, Niki Rhyner, Max Stadler (Hg.): Flughafen Kloten: Anatomie eines komplizierten Ortes (Aether 01). Intercom-Verlag, Zürich 2018. 208 S., Fr. 15.–.

Neue Spielregeln für die Spitäler

Kantone überarbeiten Kriterien für Leistungsaufträge

JAN HUDEC

Geld vom Kanton gibt es nicht umsonst. Das gilt auch für Spitäler. Wenn ein Krankenhaus einen Leistungsauftrag will und damit einen Kantonsbeitrag, dann muss es verschiedene Kriterien erfüllen: Die Qualität muss stimmen, und die Kosten dürfen nicht zu hoch sein. Der Kanton hat nun damit begonnen, diese Kriterien neu zu definieren. Weil die Beiträge für die meisten Spitäler überlebenswichtig sind, beginnt für sie nun eine heikle Phase.

Letztmals hat der Kanton auf das Jahr 2012 hin eine umfassende Spitalplanung durchgeführt. Damals wurde das Fallpauschalensystem eingeführt und der Wettbewerb unter den Spitalern verstärkt. Die damalige Planung war auf zehn Jahre ausgerichtet, deshalb muss sie nun revidiert werden. In einer Medienkonferenz hat die Gesundheitsdirektion am Dienstag ihre Pläne vorgestellt.

Dabei geht es um Grundlegendes. In der NZZ sagte Gesundheitsdirektor Thomas Heiniger kürzlich, dass zu viele Leistungen zu einem zu hohen Preis erbracht würden. Beides schlägt sich in steigenden Gesundheitskosten nieder. Es gibt aber noch ganz andere Probleme. Mit der Alterung der Gesellschaft nimmt auch die Zahl der Personen zu, die an chronischen Krankheiten leiden. Wie kann man diese Menschen optimal behandeln? Und wo bringt man Patienten unter, die zugleich an einem psychischen und an einem körperlichen Gebrechen leiden?

Mit der Vergabe von Leistungsaufträgen kann der Kanton hier steuernd eingreifen und solche Probleme lösen. Oberste Priorität habe, dass der Bedarf an Gesundheitsleistungen abgedeckt werde, sagte Projektleiterin Seline Eisenring. Deshalb wird dieser nun für die nächsten zehn Jahre ermittelt. Zudem werden die Kriterien für die Leistungsaufträge festgelegt.

Heiniger konnte noch nicht konkret sagen, in welchen Bereichen die Schrauben für die Spitäler angezogen werden. 2012 durften die Spitäler, um Leistungsaufträge zu bekommen, bei den Behandlungskosten nicht mehr als 15 Prozent teurer sein als der Durchschnitt. Heute würden einzelne Spitäler diese Anforderung nicht mehr erfüllen. Ob man in diesem Bereich Anpassungen vornehme, werde auch die Bedarfsabklärung zeigen, sagte Heiniger. Um bessere Angebote zu haben für Patienten, die körperlich und psychisch krank sind, werden allenfalls neue Leistungsgruppen kreiert. Für die Rehabilitationszentren wird das System der Leistungsgruppen überhaupt erst eingeführt, in der Akutsomatik und der Psychiatrie soll das System verbessert werden. Der Zeitplan sieht wie folgt aus: Bis Ende 2019 soll der Bedarf geklärt und die Anforderungen an die Spitäler definiert werden. Nach der Vernehmlassung können sich die Spitäler Ende 2020 um die Aufnahme in die Spitalliste bewerben, die dann im August 2021 festgelegt wird und im Januar 2022 in Kraft tritt.

Im Newsroom der Zürcher Reformation

Eine Ausstellung zum Briefwechsel Heinrich Bullingers

Die Zürcher verdanken dem Theologen nicht nur die Rettung der Reformation nach der Schlacht bei Kappel. Seine Korrespondenz gibt einzigartige Einblicke in den frühneuzeitlichen Umgang mit «News».

WALTER BERNET

Wie stellt man einen Briefwechsel aus, der 12 000 Briefe aus dem 16. Jahrhundert umfasst, von denen erst ein Viertel ediert ist? Eine spannende Antwort darauf liefert die Ausstellung «Nachrichten von Heinrich Bullinger», die noch bis zum 24. Juni im Foyer West des Hauptgebäudes der Universität an der Rämistrasse zu sehen ist.

Ungehobener Schatz

Um es vorwegzunehmen: Briefe sind nicht zu sehen. Sie sind Thema eines umfangreichen Begleitprogramms und präsent in Form einer 300-seitigen Publikation mit knallrotem Umschlag. «Nüwe Zyttungen» lautet ihr Titel, womit im 16. Jahrhundert neue Nachrichten – «News» – bezeichnet wurden. Das von Luca Beeler, Gina Bucher und Andreas Koller im Verlag Scheidegger & Spiess herausgegebene, reich illustrierte Buch liegt in der Ausstellung palettenweise zum Mitnehmen auf. Es ist eine sehr anschauliche Auseinandersetzung mit der Kommunikationsstrategie des Zwingli-Nachfolgers Heinrich Bullinger, der von 1531 bis 1575 Pfarrer am Grossmünster war.

Bullinger schuf mit seiner europaweiten Korrespondenz ein umfassendes Nachrichtensystem, dessen Zentrum Zürich war. Die handschriftlichen Nachrichten gingen nicht nur von einem Absender zu einem Empfänger. Sie wurden auch abgeschrieben, weiterverbreitet und in Chroniken gesammelt und illustriert. Rund 2000 der 12 000 erhaltenen Briefe stammen von Bullinger selbst. Sie

berühren persönliche, religiöse, klimatische und politische Themen.

Die Ausstellung zeigt am Beispiel des Blitzschlags vom 7. Mai 1572 ins Dach des einen Grossmünsterturms, welche Bedeutung die Pflege des Nachrichtennetzes hatte. Die Jahre davor waren geprägt von extremen Wetterlagen und Ernteausfällen, die sogenannte Kleine Eiszeit kündigte sich an. Es lag nahe, im damaligen religiösen Reizklima den Blitzschlag als Zeichen und Strafe Gottes zu deuten.

Mit seinem sachlichen Bericht vom 9. Mai, den er etwa an den Churer Pfarrer Thomas Egli zur Weiterverbreitung sandte, nahm Bullinger dem Ereignis die Dramatik und wahrte sich so die Deutungshoheit. Bereits am Folgetag, so schreibt Bullinger, sei dank der Hilfe der Bevölkerung alles aufgeräumt und repariert gewesen, «dass ich heute wieder predigen konnte».

Aus der Sicht des Künstlers

Die energetischen sowie die physischen und narrativen Prozesse, die den Blitzschlag entfesselte, sind Thema einer künstlerischen Installation von Florian Germann, die den Kirchenschiff-ähnlichen Raum des Foyers West ausfüllt, soweit es die Feuerpolizei erlaubt. «Die Stral» nennt Germann sein fünfteiliges Werk – in heutiger Sprache «Der Blitz».

Germann versucht, auf assoziativen Wegen die Beziehungen zwischen den Ereignissen von damals, der Kommunikation darüber und dem Heute zum Klingen und Schwingen zu bringen. Nicht die Personen der Reformationszeit, sondern die geschichtenbildenden Kräfte sind sein Thema. Seine erste Station gilt der Energie von 3,2 Millionen Volt des Blitzschlags. Sichtbar macht er sie mit einem Kilogramm plattgewalztem Silberdraht und einer Autobatterie, die das Silber in einer Sekunde verpuffen lassen könnte. Zusammen mit einer Turmspitze aus leichtem Material tönt die Installation die Verbindung zwischen Himmel und Erde an – mit vielen Bezügen zum wissenschaftlichen Instrumentarium des 16. Jahrhunderts.